Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3393.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 620. Sonnabend den 6. Dezember 1902. **96. Jahrgang.**

Mißverstandenes Deutschtum.

⁎ Vor kurzem hat sich in den Wandelgängen des ungarischen Abgeordnetenhauses ein sehr bemerkenswerter Vorgang ereignet. Kultusminister Wlassitsch trat daselbst unvermutet auf die beiden siebenbürgisch-sächsischen Abgg. Emil v. Trauschenfels und Ernst Hintz zu und begrüßte sie mit den Worten, er komme aus dem Burzenlande und dem alten Lande, woran sich dann ein längeres, in gemütlichem Tone geführtes Gespräch knüpfte. Burzenland wird in Siebenbürgen das Gebiet um Kronstadt herum genannt, am Flusse Burzen; mit dem Namen „Altes Land“ bezeichnet man aber nicht nur die Gegend um Hermannstadt herum, sondern die ganze einstige sogenannte Hermannstädter Provinz, das Gebiet der ältesten sächsischen Ansiedelungen, dem das Burzenland, begründet durch den Deutsch-Ritterorden, erst später nachfolgte. Minister Wlassitsch begrüßte die beiden überraschten sächsischen Abgeordneten in kurzer Wendung damit, daß er eben ihr Volk in seinen wichtigsten Punkten besucht habe. Und gleich zu Beginn des nun folgenden Gespräches erklärte der Minister: Mit den, den Sachsen zugeschriebenen „alldeutschen“ Aspirationen könne es doch dort unten keine Gefahr haben. So ungezählte Kilometer von Deutschland entfernt und unter den Verhältnissen, die er dort mit eigenen Augen beobachtet habe, erscheine es ihm geradezu lächerlich, von Derartigem zu sprechen.

Kultusminister Wlassitsch war am 27. Oktober ganz unverhofft und unangemeldet nach Kronstadt gekommen und hatte daselbst sofort sämtliche sächsische Lehranstalten, Gymnasien, Realschule, Mädchenschule besucht, an die Schüler in den einzelnen Klassen Fragen in magyarischer Sprache gestellt, ja selbst Latein sofort in Magyarisch übertragen lassen. Hierauf besuchte er auch die Lehranstalten der anderen Konfessionen und die staatlichen und beschloß seinen Aufenthalt in Kronstadt damit, daß er mit dem Gymnasialdirektor des sächsischen Gymnasiums einen Ausflug nach dem nahen Markt Rosenau machte, wo die auf einem Berge liegende Bauernburg besucht wurde. Von Kronstadt hat sich dann Minister Wlassitsch nach Hermannstadt begeben, wo er neben seinen Visitationen in den verschiedenen Schulen auch das den Sachsen gehörige Bruckenthalsche Palais mit seiner reichhaltigen Bibliothek und seinen andern Sammlungen, sowie das hochragende Denkmal aus sächsischer Vergangenheit, die evangelische Kirche, besuchte. Aus Hermannstadt wird auch berichtet, daß der Minister Wlassitsch, wie in Kronstadt, sich die Professoren für magyarische Sprache der höheren Klassen persönlich vorstellen ließ und sich über die magyarischen Sprachkenntnisse der Schüler in befriedigendem Sinne äußerte.

Wenige Tage, nachdem Wlassitsch das siebenbürgische Sachsenland verlassen hatte, traf in Kronstadt der ungarische Ackerbauminister Darányi ein. Dieser kam gerade aus dem von den magyarischen Szeklern bewohnten Kronstadt nahen Landstriche Siebenbürgens, wo er sich von der großen Bedrängnis dieses gegenwärtig stark auswandernden Volkes persönlich überzeugen und die nötigen Vorkehrungen für die eingeleitete Rettungsaktion treffen wollte. In Kronstadt hat Minister Darányi sodann in erster Linie die nahe am Bahnhofe liegenden Lagerhäuser der vereinigten Burzenländer Bauernschaft, dann die herrliche gotische Stadtkirche, die Anlagen der sächsischen Molkereigenossenschaft, das prächtig gelegene Reservoir der städtischen Wasserleitung, die Schielsche Eisenfabrik, eine Kerzenniederlage und manche andere Punkte besucht. Ueberall war der Minister überrascht von dem, was er vorfand. Die Mitteilung über die in den sächsischen Lagerhäusern beispielsweise gezahlten und erzielten Fruchtpreise befriedigten den Minister so sehr, daß er scherzweise bemerkte, bei diesen Preisen werde er sein Getreide auch in die Lagerhäuser abliefern. Er ersuchte den Obmann des Verbandes, Reichstagsabgeordneten Dr. Karl Lurz, ihm in Pest die Satzungen, sowie sämtliche, diesen Bauernverband betreffenden Drucksachen zu übergeben. Sowohl während der Besichtigung der Lagerräume als auch beim Verlassen derselben trug der Minister den Leitern des Verbandes auf, den Mitgliedern mitzuteilen, wie sehr er vom Gesehenen befriedigt sei. Dasselbe wiederholte sich, wohin der Minister auf seinem Gange durch sächsische Kulturschöpfungen Kronstadts kam. Was ihm nach seinem Besuche der verarmten und apathisch die Hände bloß nach Staatshilfe ausstreckenden Szekler hier, inmitten der Sachsen besonders aufgefallen sein mag, war das trotz aller Schwierigkeit der gegenwärtig vielfach drückenden Verhältnisse, des gehemmten Handelsverkehrs mit dem nahen Rumänien, der hohen Eisenbahntarife, der Ungerechtigkeiten eines starren politischen und wirtschaftlichen Zentralisationssystems, ungebeugt sich äußernde deutsche Volksleben, das sich wohl der Staatsunterstützung, soweit sie zufließt, nicht abwendet, aber doch, aus sich selbst, durch eigene Kraft der vorhandenen zeitlichen Schwierigkeiten Herr zu werden und sich kulturell fort und fort emporzuringen trachtet.

Auch im Lichte der Erfahrungen, die Minister Darányi machte, erhalten die Worte des Kultusministers Wlassitsch, die er zu den beiden sächsischen Abgeordneten sprach, daß es nämlich mit den, den Sachsen zugeschriebenen „alldeutschen“ Aspirationen hier keine Gefahr haben könne und daß solche Beschuldigungen gegenüber den selbstbeobachteten Verhältnissen geradezu lächerlich erscheinen müßten, ihre volle Bedeutung. Es ist eben mißverstandenes Deutschtum, dem sich da gleich zwei innerhalb des Regierungskörpers stehende hervorragende Magyaren entgegengestellt gesehen haben; und wenn auch Heißsporne der kossuthistischen hauptstädtischen Hetzblätter vielfach die Bedeutung der Erfahrungen und Beobachtungen der beiden Minister mit herabziehenden Bemerkungen versehen, man kann doch seit der letzten Anwesenheit derselben unter den siebenbürgischen Sachsen beobachten, daß sich die lügnerischen Angriffe auf letztere in den hauptstädtischen Blättern wesentlich vermindern.

Besonders auffallend hat nach dieser Richtung das Verhalten des „Pester Lloyd“ gewirkt, der bekanntlich vor kurzem außergewöhnlich ungeberdig tat über die bösen Deutschen in Ungarn. Er hat ohne Umschweife eine Unterredung mit dem „Alldeutschen“ Cramer im Szegediner Gefängnisse veröffentlicht, nach der alle bisherigen, Ungarn so furchtbar bedrohlich sein sollenden, alldeutschen Aspirationen als gespensterhafter Nebel erscheinen. Gerade der „Pester Lloyd“ verkündet jetzt weithin die Erklärung Cramers, daß die landesüblich gewordene Beschuldigung der Bestrebungen, das angestammte Deutschtum bei den Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen in gesunder, ungebrochener Kraft zu erhalten, als „Pangermanismus“ und als „Staatsfeindlichkeit“ nichts anderes sei, als ein verwerfliches Kampfmittel der chauvinistischen Gegner des Deutschtums.

Das Deutschtum, das auch in Ungarn, bei aller Not, die ihm entgegentritt, so blühendes Leben entfalten und erhalten kann, als dies die beiden Minister mit eigenen Augen gesehen, das Deutschtum, das ungebeugt bleibt, wo schwächeres Volksbewußtsein verzagt, das Kulturstätten aufweist, wie die Siebenbürger Sachsen, Unternehmungen des Gemeinsinnes, werktätiger Nächstenliebe, kräftiger Selbsthülfe, trotzigen Wagemutes, ist viel zu stark und stolz, um Aufsaugungs- und Verschmelzungsbestrebungen eines staatlich noch so machtvollen fremdsprachigen Volkes zu unterliegen. Es erfüllt in gesundem Rechtsgefühle alle staatlichen Forderungen, bleibt aber in seinem Wesen, was es von jeher war. Das kann der magyarische Chauvinist nicht begreifen. Einem solchen mißverstandenen Deutschtum wird er ewig ein geschworener Feind bleiben.

Zeitgemäße Erinnerung an Bennigsen.

△ In den Angriffen der weiter links stehenden und der radikalen Parteien gegen die Haltung der Mehrheit der nationalliberalen Fraktion, und auch sogar innerhalb der nationalliberalen Fraktion selbst, ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden: „Was würde der Begründer und dahingeschiedene Führer der nationalliberalen Partei, Rudolf von Bennigsen, zu dieser Haltung gesagt oder getan haben?“

Wir verkennen keinen Augenblick das Mißliche, aus früheren Zeiten und Reden eines großen, nicht mehr dem Leben angehörigen Mannes zu deduzieren, wie er in der Jetztzeit und im gegebenen Augenblick gehandelt haben würde, wenn er sich diesen schwierigen politischen Tagesfragen gegenübergestellt sähe. Aber auch für die Kritiker der Mehrheit der nationalliberalen Fraktion gilt dasselbe mißliche Moment für die Anrufung Bennigsens. Trotzdem kann die Mehrheit der Fraktion Ermutigung schöpfen aus einer groß angelegten Rede Bennigsens, welche er in Erwiderung der ihm dargebrachten Huldigungen zu seinem 70. Geburtstag in Hannover hielt. Es spricht fast ein prophetischer Geist aus seinen Worten, als kennzeichneten sie die heutige Situation. Bennigsen führte u. a. folgendes aus:

. . . „Wir haben uns immer auf den Boden gestellt, daß ja für uns Deutsche, nach unserer ganzen Vergangenheit, nach den gefährlichen Gegensätzen, die Deutschland früher nicht zu einem Staate haben kommen lassen, natürlich eine freie Entwickelung aus einer elenden Zeit heraus eine sehr wesentliche Aufgabe ist. Die schwierigste Aufgabe aber ist doch, den nationalen Staat auf eine sichere Grundlage zu stellen und auf derselben zu erhalten, und wenn es in irgend einer wichtigen Frage zu einem Konflikt kam zwischen den Interessen der Nation und denen der Freiheit, dann sagten wir: lieber stellen wir die Freiheit erst noch einmal zurück hinter den Aufgaben des Nationalstaates; denn das sind die entscheidenden; darin liegen die Gefahren für Deutschland, an denen wir jeden Augenblick wieder zu Grunde gehen können. In den Fragen der Freiheit, des Liberalismus — — ja, da kann uns ein Aufenthalt dazwischen geschoben werden, da können uns unbequeme Jahre die Freude verderben; aber so gesund und tüchtig sind die Kräfte doch, daß eine eigentliche Reaktion gar nicht mehr möglich ist. Also die Einheit war das Wesentlichste, die Freiheit, so bedeutend und wichtig sie war, kam erst in zweiter Linie.

Darüber sind wir ja häufig angegriffen. Wir sind oft beschuldigt worden, daß wir die Freiheit, alle Grundsätze des Liberalismus vollständig verraten hätten. . . . Mehrmals habe ich den Führern des Radikalismus im Parlament vorgehalten: diejenigen großen Verfassungsbestimmungen und Organisationen, auf denen unser ganzes öffentliches und Verfassungsleben beruht, sind alle ausnahmslos gegen den Radikalismus im Parlament angenommen, und wenn es sich nachher nach Jahren darum handelte, daß seitens der Reaktion oder einer schwachen Regierung vielleicht der Versuch gemacht wurde, an diesen Errungenschaften zu rühren — — wer waren dann die eigentlichen Hüter? Das waren die Männer, die uns wenige Jahre vorher bis in den tiefsten Abgrund der Hölle verurteilt hatten, daß wir solche reaktionären Grundsätze vertreten hätten! Das ist auch einer der großen Gegensätze, die in unserer politischen Praxis liegen, in der radikalen Weise, wie man da glaubt, Politik treiben zu können — ich halte es aber für keine. Das ist eine solche Politik, die ein verständiger Mensch im 24. Jahre aufgiebt, das ist weiter nichts als das Verständnis einiger allgemeiner Grundsätze und die logische Deduktion, diese Grundsätze im einzelnen Falle anzuwenden. Das ist eine Aufgabe

Feuilleton.

Die Arche Noah.

Von Jules Case (Paris).

Nachdruck verboten.

„Nein“, sagte Vanelle, der große Tiermaler, „es ist nicht immer leicht, seinem Nächsten Dienste zu leisten und für ihn Vorsehung zu spielen. Ich habe es auch einmal versucht, obgleich es besser gewesen wäre, die Finger davon fernzuhalten.

Das war in meiner Jugend, ist also schon ziemlich lange her. Ich kam aus Italien zurück, ein bißchen museumsmüde, übersättigt von Kunsteindrücken, und hatte das Bedürfnis, mich in der Schweiz, in den Bergen, noch etwas zu erholen, noch ein Naturbad zu nehmen, um all das angesammelte Kunsturteil wieder abzuspülen. Denn man muß sich von Zeit zu Zeit, finde ich, an den drei einfachen Naturfarben, dem Blau des Himmels, dem Wiesengrün und dem Weiß der Schneeberge, die Augen und Ideen reinwaschen.

Als ich das Rhonetal entlang fuhr, zwischen den großen Felsenmauern hindurch, wo die Gletscherbäche sich ihre engen Täler gebahnt haben, da bekam ich Lust, eins dieser Täler hinaufzusteigen. Es kostete mich etwa acht Stunden Marschieren. Mir waren prachtvolle Eindrücke beschert, aber ich kann das nicht alles erzählen. — Mit einbrechender Dunkelheit kam ich in einen kleinen Ort, wo ich eine Herberge suchen mußte; das klassische „Kurhaus“ war leer; denn die Saison hatte noch nicht angefangen. Ich aß, ging zu Bett und schlief. Am andern Morgen sah ich mich ein wenig im Dorfe um. Die menschlichen Behausungen, die nicht nur Männlein, Weiblein und Kinder, sondern auch die zur Familie gehörige Tierheit, als da sind: Kühe, Schafe, Ziegen, Hühner und Hunde, in sich faßten, erinnerten mich an eine Flotte von Archen Noah, die die Sintflut hier auf Bergeshöhen hatte stehen lassen. Und unter diesen Holzbauten, die sich alle glichen, bemerkte ich ein einzelnes Haus aus Stein, wie das Kurhaus; es sah sonst nicht gerade luxuriös aus.

Ein großer Kerl trat aus der Türe und grüßte mich schüchtern. — Er war etwa in den Vierzigern, schon leicht ergraut, hatte eine Habichts- oder Don Quixote-Nase und unwahrscheinlich lange Gliedmaßen. Ich mußte unwillkürlich suchen, welchem Tier er ähnlich sähe, — meine Gewohnheit!

Er redete mich an, wobei er einen kleinen, spitzen, grünen Filzhut in den Händen drehte. Er bot sich mir als Führer an über den nahen Gletscher und über den Schmugglerweg nach Italien. Ich lehnte ab, und wir fingen an zu plaudern. Er erzählte mir stockend, achselzuckend und einigermaßen wirr, daß er niemals Glück gehabt habe. Es sei ihm alles schief gegangen. In jungen Jahren hatte er die Heimat verlassen und war in großen Städten gewesen. Dann ging es einmal nach Amerika. Er hatte viel versucht, aber alles war fehlgeschlagen. Schließlich kam er wieder ins Gebirge zurück. Heute sei er verheiratet, Vater von fünf Kindern und Eigentümer dieses Hauses, aus dem er — das war seine letzte Spekulation gewesen — eine Art Café und Alpenrestaurant hatte machen wollen. Allein die Mittel hätten leider nicht gelangt. Nun stehe zwar das steinerne Haus, aber innerhalb seiner kalkgetünchten weißen vier Wände sei es leer. Niemand trete ein, höchstens in langen Zwischenräumen einmal ein Tourist, um ein Glas Milch zu trinken. Er selber wohne mit seiner Familie in der väterlichen Hütte. Das schöne Haus, das sein Glück hatte machen sollen, nütze ihm gar nichts.

Als ich meinem Wirt von diesem unglücklichen Konkurrenten erzählte, zuckte er die Achseln und sagte: „Ach, Metjan, ja wohl, er hat sich Ihnen als Führer angeboten, nicht wahr? Er ist wieder zu seinem alten Beruf zurückgekehrt. Er ist kein schlechter Führer, doch könnte ich Ihnen noch bessere empfehlen. Immerhin sind Sie sicher mit ihm und Sie würden ihm einen Dienst leisten. Er ist ein armer Teufel, der überall Pech gehabt hat. Vielleicht war er zu ehrgeizig. Er ist früh ausgewandert, ist viel in der Welt herumgekommen, auch in Amerika war er, aber er hat nirgends Glück gehabt. Zuletzt wollte er sich wieder hier etablieren. Da hat er das Haus gebaut, neben dem er mit seiner Frau, drei Jungen und zwei Mädchen — die jüngste ist eine arme Mißgeburt — sein elendes Leben hinbringt. Es sind die Unglücklichen des Ortes; man bedauert sie und hilft ihnen, soviel man kann.“

Mein Wirt schien mir ein guter Mensch. Er war übrigens reich und gleichsam der König des Tales, in dem er drei stolze Hotels besaß, die die Höhen von den Ufern der Rhone bis an den Fuß des Gletschers zierten.

Das Land war schön und gefiel mir. Ich beschloß also, einige Tage dort zu bleiben, und kehrte zu Metjan zurück. Als ich mir ein Glas Milch von ihm bringen ließ, wirtschaftete er so viel herum, als wenn er vierzig Personen zu bedienen hätte. Dann pflanzte er sich melancholisch in der Tür auf, breitbeinig, und ließ die langen Arme baumeln. Er spähte in die Ferne, als ob er einen anderen Reisenden erwarte. Sein Haus war hübsch gelegen, am Waldrand, und ging auf eine schöne Wiese hinaus, die sich sanft senkte. „Man ist hier nicht übel aufgehoben“, sagte ich zu ihm. Sein Gesicht strahlte. Dann aber verdüsterte es sich wieder, als sein Blick auf die kahlen Wände fiel . . .

Da kam mir plötzlich der Gedanke: Wie? wenn ich diese Wände bemalte? Ob das Gemälde nun großen Wert haben würde oder nicht — meine Bilder fingen damals an, in Mode zu kommen —, jedenfalls würde dadurch die Aufmerksamkeit der Reisenden auf das Haus gezogen werden und dem armen Kerl geholfen sein. „Metjan“, rief ich, „ich will dein Glück machen.“

Ich schickte ihn in die Stadt, Pinsel und Farben zu holen, und machte mich an die Arbeit. Acht Tage lang pinselte ich von früh bis spät drauf los. Ich improvisierte eine großartige Arche Noah. Alle Tiere waren vertreten, und in allerhand scherzhaften Verzerrungen brachte ich auch die Familie Metjan auf die Wand, wobei jedes Familienmitglied mit irgend einem phantastischen Tiergeschöpf Aehnlichkeit hatte. Das ganze war eine Menagerie, die sich sehen lassen konnte, und das kämpfte, hüpfte, kletterte, brüllte und brummte durcheinander wie im zoologischen Garten zur Fütterungsstunde.

In den Lüften ließ ich alle erdenklichen Vogelarten ihr Wesen treiben. Ich hatte es mir große Mühe kosten lassen, den Raum nach Kräften auszunützen.

Natürlich kam alsbald die ganze Einwohnerschaft herbei, und in dem leeren Raume standen sie nun stundenlang und hatten an dem Bilde ihre Freude. Was die Besucher besonders fesselte und meinem Opus eine unerwartete Lokalfarbe verlieh, war ein Fenster, das ich an der einen Seite angebracht hatte und durch das man die Eisberge, Felsenmauern und den blauen Himmel sehen konnte. Es vervollständigte die Illusion, man befände sich wirklich in der biblischen Arche Noah, die hier oben, gerade wo das Dorf lag, zweitausend Meter über dem Meeresspiegel, gestrandet zu sein schien.

Draußen malte ich eine große Inschrift an das Haus: „Zur Arche Noah“, um die Passanten anzulocken. Mein Mann war entzückt. Wie alle ehrgeizigen Menschen hatte er Sinn für Reklame. Er verstand, welchen unerschöpflichen Wert in dieser Beziehung das wunderliche Gewimmel von Löwen, Elefanten, Kamelen, Enten und Kühen besaß.

Meine Menagerie hatte in der Tat einen kolossalen Erfolg. Sie wurde wirklich eine Sehenswürdigkeit. In den Zeitungen des Kantons wurde mein Name gepriesen. Auch für mich war also die Reklame nicht gering, und der arme Metjan schrieb mir am Ende der Saison einen Brief voller Begeisterung, in dem er mir vorrechnete, wie viel Liter Milch, Wein und Absinth er verkauft hätte. Ich war glücklich und stolz über meine Tat. Im nächsten Jahre kam wieder ein Brief. Diesmal schmiedete Metjan allerlei Pläne. Sein Erfolg war noch größer geworden, und er wünschte, in offenen Wettkampf mit dem Kurhaus zu treten, das er, dank neuer Bauten, die er ausführen wollte, in wenigen Jahren zu ruinieren gedachte. Teufel, sollte ich Unfrieden in dies friedliche Tal gesät haben? dachte ich. Aber ich war doch nicht ernsthaft beunruhigt, und jeden Herbst erhielt ich einen Bericht von Metjan, dessen Wohlstand von Jahr zu Jahr wuchs.

Plötzlich ereignete sich etwas Furchtbares. Ich bekam eines Tages ein Schreiben von einem Advokaten. Er war mit der Verteidigung Metjans betraut, der wegen Mord angeklagt war und sich auf mich berufen hatte.

Und nun erfuhr ich, wie aus meinem Schützling, den ich als so sanften und bescheidenen Mann kennen gelernt hatte, ein Verbrecher geworden war. Die Einzelheiten des Konkurrenzkampfes zwischen dem Kurhaus und der Arche Noah will ich nicht verfolgen. Es war ein erbarmungsloses Ringen.

Als Metjan von den hochgelegenen Weideplätzen, wo er seine Herden hingeführt und einige Tage verbracht hatte, zurückgekehrt war, da hatte er die vier Wände seines Kunstpalais übertüncht vorgefunden. Die Menagerie war für immer dahin.

Sein Verdacht fiel auf den Wirt des Kurhauses. Er nahm seine Flinte und lauerte ihm auf. Da er ein guter Schütze war, traf er ihn mitten ins Herz, den armen Teufel!

Er wurde natürlich verurteilt.

Das war gerecht. Aber die Sühne ging weiter. Die ganze Gegend geriet in Mitleidenschaft. Metjans Familie mußte auswandern. Sie zerstreute sich in alle vier Winde, heimatlos, elend. Das Kurhaus ging in andere Hände über, aber der neue Besitzer hatte kein Glück. Die Wirtschaft kam in Mißkredit. Die Reisenden kamen nicht mehr hierher und das Tal wurde öde und bekam einen schlechten Ruf. So trugen alle Einwohner mit die Folgen der unglückseligen Tat.

Die Arche Noah hatte der Menschheit offenbar nur einmal dienen sollen. Hier hatte das Gebilde nur Unsegen gebracht. Und ich war von allem die unschuldige Ursache.

Woraus hervorgeht, daß es ein gefährlich Ding ist, in den Lauf des Schicksals eingreifen zu wollen, auch in bester Absicht.“

SLUB
Wir führen Wissen.